



Michael Sommer

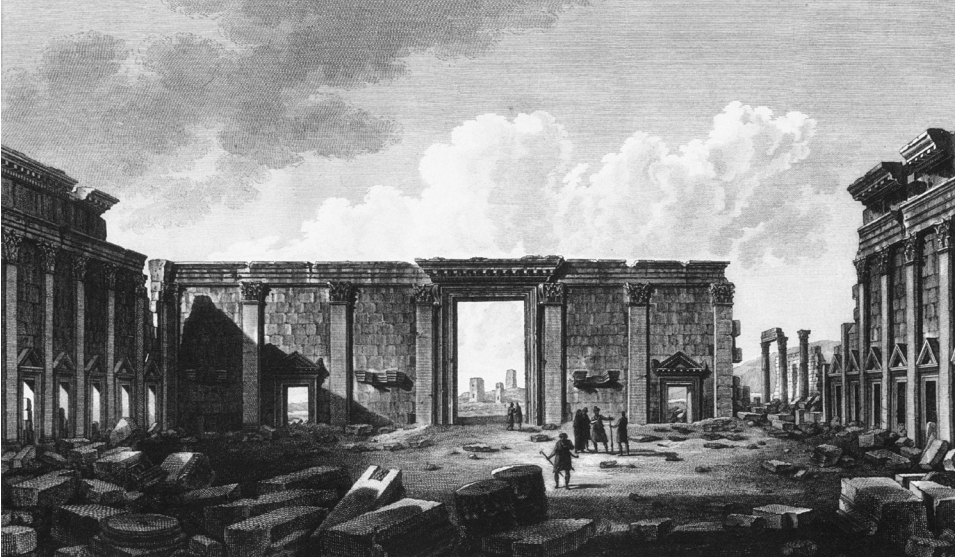
# PALMYRA

Biographie einer verlorenen Stadt



Philipp von Zabern





*Die Agora in Palmyra. Radierung von Jean-Baptist Liénard nach Zeichnung von Louis François Cassas (1756–1827). Aus: L. F. Cassas, Voyage pittorsque de la Syrie (...), Paris (Imprimerie de la République) 1799.*

Michael Sommer

# Palmyra

Biographie einer verlorenen Stadt

Philipp von Zabern 

Die englische Originalausgabe ist 2018 bei Routledge unter dem Titel  
Palmyra. A history erschienen.

All Rights Reserved

Authorised translation from the English language edition published  
by Routledge, a member of the Taylor & Francis Group

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,  
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in  
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Zabern Verlag ist ein Imprint der WBG  
(Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
© 2017 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Umschlaggestaltung: Jutta Schneider, Frankfurt a. M.  
Umschlagbild: Triumphbogen in Palmyra.  
Foto: © De Agostini Picture Library / C. Sappa / Bridgeman Images  
Redaktion: Leoni Hellmayr, Berlin  
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder  
der WBG ermöglicht.  
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-8053-5025-9

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:  
eBook (PDF): 978-3-8053-5114-0  
eBook (epub): 978-3-8053-5136-2

# Inhalt

<b>I. Reisewege nach Palmyra</b> .....	7
Wiederentdeckung .....	8
Vexierbilder .....	13
Palmyra – eine Stadtgeschichte .....	16
<b>II. Palmyra vor den Palmyrenern</b> .....	21
Formenwandel .....	21
Die Palmyrene .....	24
Die Oase Tadmur .....	27
Vom Lagerplatz zur Siedlung .....	28
<b>III. Syrien, die großen Mächte und die Verflechtung der Welt</b> .....	35
Randlage und imperialer Zyklus: Syrien als Spielball der großen Mächte .....	35
Fernhandel und soziale Organisation im Alten Orient .....	39
Die Phönizier .....	44
Zeitenwechsel .....	48
Die Welt nach Alexander .....	51
Endspiel um Syrien .....	56
<b>IV. Palmyra zwischen Rom und Parthien</b> .....	61
Palmyra: Die hellenistische Stadt .....	61
Die Parther und die Steppengrenze .....	67
Pompeius und die Folgen .....	71
Zwischenspiel: Antonius in Palmyra .....	76
Stadtwerdung .....	81
<b>V. Im Sog des Imperiums</b> .....	88
Pluriversum der Identitäten: Das römische Imperium .....	88
Romanisierung .....	95
Stadt und Stamm: Kristallisationspunkte von Identität .....	104
<b>VI. Palmyras Krieg und Frieden</b> .....	115
<i>Trial and error</i> : Die römische Herrschaftsarchitektur im Orient .....	115

Annexionen: Syria und die Klientelstaaten von Tiberius bis zu den Flaviern	119
Konfliktzone Euphrat: Corbulo und Trajan gegen die Parther	123
Hoher Besuch: Hadrian in Palmyra	126
Rom in der Offensive: Von Lucius Verus bis Caracalla	137
<b>VII. Griff nach der Weltmacht</b>	148
Der Weg nach Edessa	148
Der unaufhaltsame Aufstieg des Odainat von Palmyra	154
Der Löwe von Tadmur	161
Zenobia Augusta	168
Endspiel	177
<b>VIII. Die Ordnung der Dinge</b>	180
Erkundungen	180
Unschärfen	195
Karawanen	200
Institutionen	209
Identitäten	215
<b>IX. Palmyra nach den Palmyrenern</b>	221
Im Zeichen des Kreuzes: Von Rom nach Konstantinopel	221
Unter dem Halbmond: Von Konstantinopel nach Damaskus	229
Metropole im <i>imaginaire</i>	234
<b>X. Das Ende der Zivilisation: Palmyras zweiter Untergang im Syrischen Bürgerkrieg</b>	243
Zwischen den Fronten	243
Finis Palmyrae?	250
Anmerkungen	254
Abkürzungen	284
Bildnachweis	284
Bibliographie	285
Personenregister	316
Ortsregister	321

# I. Reisewege nach Palmyra

*Ihr Städte des Euphrats!  
Ihr Gassen von Palmyra!  
Ihr Säulenwälder in der Eb'ne der Wüste!  
Was seid ihr?  
Euch hat die Kronen,  
Dieweil ihr über die Gränze  
Der Othmenden seid gegangen,  
Von Himmlischen der Rauchdampf  
Und hinweg das Feuer genommen;  
Jetzt aber siz' ich unter Wolken (deren  
Ein jedes eine Ruh' hat eigen) unter  
Wohleingerichteten Eichen, auf  
Der Heide des Rehs, und fremd  
Erscheinen und gestorben mir  
Der Seeligen Geister*

Friedrich Hölderlin

So dichtete vor über 200 Jahren Friedrich Hölderlin und er besang in dem mit „Lebensalter“ überschriebenen Gedicht die Hybris einer großen Zivilisation, die „über die Grenze“ des Menschen („Othmenden“) Mögliches gegangen sei. Die „Städte des Euphrats“ spielen auf das Babel der hebräischen Bibel und die Hure Babylon aus dem Neuen Testament an; auch der „Rauchdampf“ ist eine biblische Reminiszenz: „Und ich will Wunderzeichen geben am Himmel und auf Erden: Blut, Feuer und Rauchdampf“, übersetzte Luther den Propheten Joel.<sup>1</sup> Das seit dem 17. Jahrhundert von westlichen Reisenden immer wieder aufgesuchte Palmyra steht mit seinen „Säulenwäldern“ für Hölderlin sinnbildlich für die untergegangene Zivilisation der Antike, der er das Idyll unverfälschter, von jedem menschlichen Wirken freier Natur entgegenstellt. Alles, und eben auch die Kronen historischer Größe, ist vergänglich, kein „Lebensalter“ hat Bestand.



## Wiederentdeckung

Angeregt wurde Hölderlin zu dem Gedicht durch den französischen Orientreisenden und Geschichtsphilosophen Constantin François Comte de Volney (1757–1820), der 1791 seine Gedanken über den Untergang großer Reiche in einem *Les Ruines Ou Méditations Sur Les Révolutions Des Empires* betitelten Essay publizierte. Der Essay ist eigentlich ein Prosagedicht: Ein Geist nimmt Volneys Ich bei der Hand und erklärt ihm im Angesicht der Ruinenlandschaft mitten in der Syrischen Wüste den Sinn Palmyras und seiner Vernichtung: Zivilisationen kommen und gehen, erklärt der Geist, aber am Ende triumphiert doch nur der Fortschritt über das Überlebte. Die Schrift plädiert angesichts der Französischen Revolution und ihrer Verheerungen für einen vorsichtigen Optimismus, zu dem ihn gerade die Zeugen einer großen Vergangenheit inspirieren. Bei aller Wehmut akzeptiert er, dass das Alte fallen muss, um Neuem Platz zu machen.

Volney hatte selbst auf einer ausgedehnten Reise durch den osmanischen Orient Palmyra besucht und seine Eindrücke in einem Reisebericht niedergeschrieben.<sup>2</sup> Freilich wandelte der französische Graf, als er 1783 in den osmanischen Orient aufbrach, längst auf ausgetretenen Pfaden. Bereits von 1160 bis 1173 bereiste der spanische Jude Benjamin von Tudela Syrien, das Heilige Land und Mesopotamien. Er behauptet, auf dieser Reise auch „Tarmod“ besucht zu haben, die Stadt „in der Einöde“, die Salomo gebaut habe. Ähnlich wie in Baalbek habe er dort Gebäude aus „riesigen Steinen“ gesehen. „Tarmod“, womit unzweifelhaft Tadmor gemeint ist – so heißt Palmyra auf Hebräisch –, habe zudem eine jüdische Gemeinde von 2000 Personen beherbergt; sie seien kriegserprobt gewesen und hätten „mal mit den Christen, mal mit den Arabern“ paktiert.<sup>3</sup>

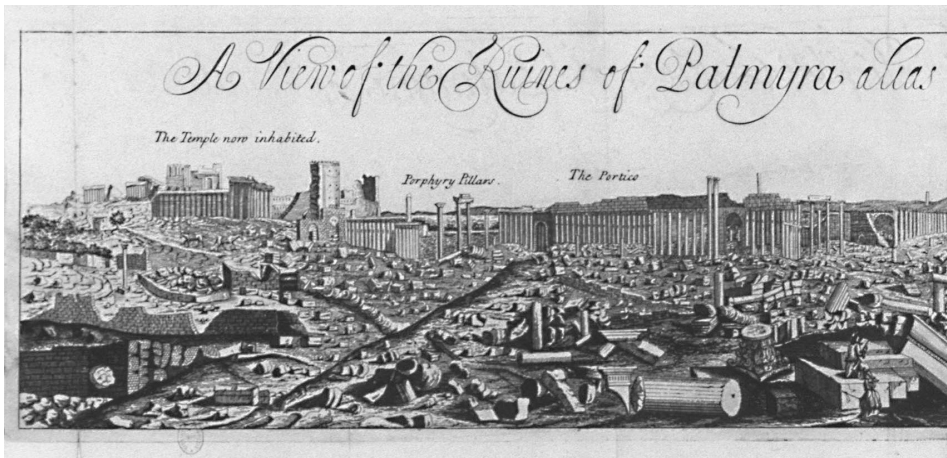
Benjamin mag wirklich in Palmyra gewesen sein. Ebenso gut ist vorstellbar, dass sein Bericht frei – wenngleich gut – erfunden ist, schließlich scheint die Zahl von 2000 Juden deutlich zu hoch gegriffen. Die ersten europäischen Orientreisenden der Neuzeit, der Italiener Pietro della Valle und der Franzose Jean-Baptiste Tavernier, machten beide noch einen Bogen um die Oase, um direkt nach Mesopotamien und Persien zu gelangen. Offenbar barg die Reise durch die Syrische Wüste große Gefahren, vor allem der Beduinen wegen. Der portugiesische Jesuit Manuel Godinho behauptete immerhin, er sei Palmyra auf seiner Syrienreise 1663 nahe genug gekommen, um Säulen, Türme, Wasserleitungen und ein großes, Salomos Tempel gleichendes Gebäude „aus Marmor“ ausmachen zu können, unzweifelhaft den Bêl-Tempel.<sup>4</sup> Wenige Jahre nach Godinhos Abstecher in die Syrische Wüste, im Sommer 1678, unternahmen 16 Kaufleute der Bri-



tish Levant Company von Aleppo aus eine Expedition in die Oasenstadt, wurden aber von Stammeskriegern des Emirs Melkam gefangen genommen und erst gegen Lösegeld freigelassen. 1691 kehrten sie zurück; diesmal begleitete sie William Halifax, ein Oxforder Don und Geistlicher, der seit 1688 als Kaplan der britischen Kaufmannskolonie in Aleppo diente. Die Expedition erreichte nach sechstägiger Reise am 4. Oktober Palmyra, wo sich die Reisenden vier Tage lang aufhielten. Am 16. Oktober trafen sie wohlbehalten wieder in Aleppo ein.

Halifax lieferte der Royal Society in London einen ausführlichen Bericht über die Reise, der 1695 in den *Philosophical Transactions* der Gesellschaft publiziert wurde und in der Behauptung gipfelt, keine Stadt der Welt habe den Ruhm Palmyras überbieten können.<sup>5</sup> Ausführlich berichtete Halifax vom Bêl-Tempel und den dort sichtbaren „Arabick Inscriptions“. Er fuhr fort mit Beschreibungen des dreitorigen Bogens, der Kolonnade, der Moschee im Stadtzentrum und des „Little Temple“, des später sogenannten Ba‘al-Šamen-Tempels. Der Bericht schließt mit einem Eindruck aus dem Tal der Gräber, dessen Bauten er für Kirchtürme hielt. Halifax nahm Inschriften auf, und ein anonymer Angehöriger der Expedition zeichnete eine Stadtansicht von Südosten, die später als Kupferstich in den *Philosophical Transactions* erschien.<sup>6</sup> Während der gleichen Expedition entstand auch der Entwurf für ein Gemälde, das der niederländische Künstler Gerard Hofstede van Essen 1693 anfertigte und das in großem Format ebenfalls ein Panorama der Ruinenlandschaft zeigt.<sup>7</sup>

Nachrichten von der Expedition, die sich in Windeseile in ganz Europa verbreiteten, und vor allem die Publikation in den *Philosophical Transactions* lösten einen ersten Palmyra-Boom in Wissenschaft und Künsten aus. Forscher begannen, systematisch die Inschriften der antiken Stadt zu sammeln und sich mit ihrer epigraphischen Hinterlassenschaft zu beschäftigen; Reisende, darunter die Franzosen Giraud und Sautet (1706) sowie ihr Landsmann Claude Granger (1735), zog es in immer größeren Scharen in die Wüste, wo sie die Ruinen bestaunen wollten; Palmyra beschäftigte die Phantasie von Malern und Schriftstellern; Zenobia eroberte die Opernbühnen Europas.<sup>8</sup> Den nächsten Durchbruch markiert die Orientreise der britischen Altertumsforscher Robert Wood und James Dawkins. Die beiden Wissenschaftler, in deren Tross sich auch der italienische Architekt, Bauingenieur und Zeichner Giovanni Battista Borra befand, erreichten Palmyra im März 1751. Anders als die Reisenden zuvor, die hauptsächlich Impressionen aus der Oasenstadt geliefert hatten, machten sich Wood, Dawkins und Borra daran, ihre architektonischen Zeugnisse präzise zu vermessen und bauzeichnerisch zu erfassen. Die von Woods verantwortete, 1753 zugleich in



*A View of the Ruines of Palmyra alias Tadmor taken on the Southern Side, anonymer Kupferstich, Phil. Trans. R. Soc. Lond. 218 (1695), 125.*

England und Frankreich erschienene umfangreiche Publikation setzte, gemeinsam mit ihrem Zwillingswerk über Baalbek, Maßstäbe in der Dokumentation antiker Architektur. Zugleich übte sie, ähnlich wie die akribischen Studien des italienischen Architekten Giovanni Battista Piranesi, großen Einfluss auf die neoklassische Architektur Europas aus.<sup>9</sup>

Nur ein Jahr nach dieser richtungweisenden Arbeit gelang es dem Abbé Jean-Jacques Barthélemy, das palmyrenische Alphabet zu entziffern und damit die zu diesem Zeitpunkt bereits in großer Zahl gesammelten Inschriften lesbar zu machen.<sup>10</sup> 1785 bereiste der französische Landschaftsmaler und Zeichner Louis François Cassas Syrien und hielt sich einen ganzen Monat in Palmyra auf. In diesen Wochen fertigte er zahlreiche exakte Bauzeichnungen an, unter anderem des Bêl-Tempels, publizierte später aber auch seine Eindrücke in einer phantasievollen *Voyage pittoresque*, in der er zeitgeisttypisch das „Morgenland“ zur Projektionsfläche romantischer Fremdheitskonstruktionen werden ließ.<sup>11</sup> Als erste europäische Frau gelangte Lady Hester Stanhope, die Nichte des britischen Premierministers William Pitt des Jüngeren und selbstproklamierte Herrin von Joun, nach Palmyra. 1813 hielt sie, in ihrer Entourage die Oberhäupter der versammelten Stämme und an der Spitze einer Karawane aus 22 Kamelen, festlich Einzug in Palmyra, wo sie sich als „neue Zenobia“ feiern ließ. Hunderte Mädchen standen auf den Konsolen der Säulen Spalier und schwenkten Palmwedel, während sie die Kolonnadenstraße entlangritt.<sup>12</sup>



Weder Mädchen noch Palmwedel empfingen die deutschen Archäologen Theodor Wiegand und Daniel Krencker, als sie mit der von ihnen geleiteten Kampagne 1902 in Palmyra das Zeitalter der wissenschaftlichen Erforschung einläuteten. Wiegand, seit 1896 Grabungsleiter in Priene, und der Elsässer Krencker, der sich ihm als Bauforscher angeschlossen hatte, erfüllten nicht nur eine archäologische, sondern auch eine politische Mission des Deutschen Reiches im Imperium der Osmanen, das für die Außenpolitik der europäischen Großmächte zentrale Bedeutung besaß und vor allem seit der Palästina-reise Kaiser Wilhelms II. 1898 intensiv von Berlin umworben wurde. 1903 begann der Bau der Bagdadbahn, die maßgeblich durch die Deutsche Bank finanziert wurde, deren Direktor Georg von Siemens Wiegands Schwiegervater war. Krencker und Wiegand, der im Kriegsjahr 1917 noch einmal nach Palmyra zurückkehrte, publizierten, gemeinsam mit anderen Teilnehmern der Expedition, ihre Ergebnisse 1932 in einem zweibändigen Werk, das noch heute Ausgangspunkt jeder Forschung zur Architektur Palmyras sein sollte. Es dokumentiert nicht nur viele der wichtigsten Bauwerke der Stadt – das Diokletianslager, das Theater, den Ba‘al-Samen-, Nebu- und Bēl-Tempel sowie die mittelalterliche Zitadelle – in Text und Bild, sondern wartet auch mit dem ersten Plan der Ruinenstadt auf.<sup>13</sup>

1918 ging das Osmanische Reich als Folge des Ersten Weltkrieges unter. Der Fruchtbare Halbmond wurde im Vertrag von Sanremo 1920 unter den Siegermächten Großbritannien und Frankreich geteilt. Palmyra geriet mit

Syrien unter französische Mandats Herrschaft. Deshalb waren es seit den 1920er-Jahren vor allem französische Archäologen, die energisch die Erforschung des antiken Palmyra vorantrieben. 1929 wurde Henri Seyrig zum Generaldirektor der Antikenverwaltung für Syrien und den Libanon ernannt, ihm stand als *Inspecteur* Daniel Schlumberger zur Seite, wie Krencker ein Elsässer. Gemeinsam mit den Bauforschern René Amy und René Duru nahmen sie den Rückbau der Behausungen in Angriff, die in nachantiker Zeit den Bêl-Tempel in ein Wohnquartier verwandelt hatten, und rekonstruierten das Heiligtum so, wie es bis 2015 zu bewundern war. Bereits 1924 hatte der dänische Archäologe Harald Ingholt begonnen, das gigantische Corpus der palmyrenischen Grabskulptur systematisch zu erforschen.<sup>14</sup> Und seit 1925 untersuchte Antoine Poidebard, einer der Pioniere der Luftbildarchäologie, die Syrische Wüste und vor allem die Palmyrene großflächig auf Siedlungsspuren sämtlicher Epochen. Poidebards Luftbilder sind angesichts der umwälzenden anthropogenen Veränderung des Landschaftsbilds seither unschätzbare Zeugnisse einer vergangenen Welt. Die archäologischen Arbeiten ergänzten die intensiven Forschungen des Epigraphikers Jean Cantineau, von dessen *Inventaire des Inscriptions de Palmyre* 1930 der erste Band mit einer Sammlung der Inschriften aus dem Ba'al-Šamen-Tempel erschien.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lag die Federführung bei der Antikenverwaltung der unabhängig gewordenen Republik Syrien. Auf syrischer Seite erwarben sich vor allem der Prähistoriker Adnan Bounni, von 1955 bis 2005 Direktor des syrischen Antikendienstes, und der 2015 von Kämpfern des Islamischen Staats ermordete Ḥālid al-As'ad, von 1963 bis 2003 Grabungsleiter und Direktor des Museums von Palmyra, bleibende Verdienste um die Erforschung Palmyras. Mit den syrischen Forschern arbeitete in Palmyra eine im engen gegenseitigen Austausch verbundene, ja in Korpsgeist verschworene Gemeinde von Wissenschaftlern, die in ihrer Internationalität geradezu kongenial den kosmopolitischen Geist des antiken Palmyra widerspiegelte: Die französischen Wissenschaftler setzten ihre Arbeit vom in Beirut gegründeten *Institut Français d'Archéologie du Proche-Orient* (IFAPO) aus fort; ein polnisches Team um Kazimierz Michałowski und später Michał Gawlikowski arbeitete ab 1959 über 50 Jahre lang an verschiedenen Stellen im Stadtgebiet: vom Bêl-Tempel über das Diokletianslager bis zum nördlichen Stadtviertel mit seinen Privathäusern sowie mehreren spätantik-byzantinischen Kirchen und schließlich im Bereich der Kolonnadenstraße; Schweizer Archäologen erforschten den Tempel des Ba'al-Šamen; ein syrisch-deutsches Team das sogenannte Tempelgrab Nr. 36 in der Westnekropole; japanische Forscher legten zwei

Hypogäen mit reicher Grabplastik in der Südwestnekropole frei; das syrisch-norwegische Palmyrena-Projekt erkundete in großflächigen Surveys das Hinterland der Metropole; ein deutsch-österreichisch-syrisches Grabungsteam um Andreas Schmidt-Colinet schließlich untersuchte von 1997 bis 2010 die sogenannte Hellenistische Stadt südlich des Wadi und dokumentierte damit zum ersten Mal in größerer Dichte die frühe Siedlungsgeschichte der Oasenstadt.

2011 setzte der seither in Syrien wütende Bürgerkrieg der archäologischen Erforschung nicht nur Palmyras, sondern auch unzähliger anderer Stätten, ein ebenso abruptes wie brutales Ende. Die Geschichte Palmyras ist unterdessen längst zum Sujet von Historikern geworden. Schon Theodor Mommsen hatte die eminente Bedeutung des Handelszentrums erkannt, das im 3. Jahrhundert in Konflikte von globaler Dimension verstrickt wurde.<sup>15</sup> In jüngerer Zeit hat der Oxfordener Althistoriker Fergus Millar von Neuem das Interesse der althistorischen Zunft am Nahen Osten geweckt. Sein epochales Werk *The Roman Near East* (1993) hat eine bis heute anhaltende Debatte um die kulturelle Identität der orientalischen Provinzen Roms angestoßen. Millars These, im Befund sei fast ausschließlich die griechisch-römische Prägung der Region erkennbar, während eine Art kultureller Amnesie offenbar jede Erinnerung an die vorhellenistische Vergangenheit ausgelöscht habe, hat seither zahlreiche Unterstützer gefunden,<sup>16</sup> aber auch Widerspruch<sup>17</sup> provoziert.

Vor allem Palmyra liefert Stoff in Hülle und Fülle, der Spielraum für unterschiedlichste Deutungen lässt: eine architektonisch-künstlerische Formensprache, die unleugbar auf dem hellenistisch-römischen Modell fußt, aber eigene Wege geht; die Zwei- bzw. Dreisprachigkeit eines großen Teils der Inschriften; die überragende Bedeutung des Fernhandels für die Wirtschaft der Stadt; die uneindeutige Rolle tribaler Identitäten im sozialen Gefüge; die in ihrer vexierbildhaften Komplexität unmöglich auf einfache Formeln zu bringende Götterwelt der Stadt; und schließlich natürlich die exzeptionelle Rolle Palmyras auf dem Höhepunkt der Krise von Roms „kurzem“ 3. Jahrhundert.

## Vexierbilder

In der jüngeren Forschung stehen einander im Wesentlichen zwei vollkommen gegensätzliche Palmyra-Bilder gegenüber, die sich am besten als „okzidentalistisch“ und „orientalistisch“ bezeichnen lassen: Die okzidentalistische Schule der Palmyra-Forschung betont die enge Verwandtschaft, wenn

nicht Identität, Palmyras mit den Städten der griechisch-römischen Welt. Für sie ist die Gesellschaft, die sich ab dem 1. Jahrhundert v. Chr. in der Oase entwickelte, das Produkt einer mit dem hellenistischen Osten und dem römischen Imperium geteilten Geschichte; Kultur und Institutionen seien aus dem Mittelmeerbecken in die Oase gleichsam diffundiert; durch konsequente Hellenisierung und Romanisierung habe Palmyra in rund hundert Jahren den Weg von der Oasensiedlung zur „griechischen Stadt“ zurückgelegt.<sup>18</sup> Die okzidentalistische Hypothese ist im Kern ein Evolutionsmodell, das die stetige Verwandlung einer nach griechischen und römischen Begriffen fremden in eine mit diesen Kategorien kommensurable Gesellschaft meint beobachten zu können.

Demgegenüber betont die orientalistische Hypothese die Andersartigkeit Palmyras im Vergleich zu Hellas und Rom, in nahezu jeder Beziehung. Im Mittelpunkt steht hier nicht Identität, sondern Alterität. In ihrer reinsten Ausprägung findet sich die orientalistische Deutung bei dem Archäologen Warwick Ball, der zwar das Einströmen einer „westlichen“ Formensprache in die materielle Kultur nicht nur Palmyras, sondern des gesamten römischen Ostens anerkennt, den Gebrauch dieses Vokabulars aber für reinen Firnis hält: Im römischen Nahen Osten sei es möglich gewesen, eine iranische Tempelcella mit einer korinthischen Kolonnade zu versehen und die dort verehrten Götter statt Melqart, Dušara und Atargatis Zeus zu nennen oder Artemis. Man habe die gleiche Kolonnade um einen Hofhaustempel mesopotamischer Tradition stellen können und die eigentliche kultische Funktion des Gebäudes oberflächlich tarnen können. Durch solchen Zierrat sei der Tempel aber nicht der Substanz nach römisch geworden, sondern das geblieben, was ein Heiligtum im Nahen Osten stets war: anders.<sup>19</sup>

Beide Extrempositionen münden letztlich in Aporien, die darin begründet liegen, dass sie mit essenzialistischen, im Kern obsoleten Kulturbegriffen operieren. Okzidentalisten wie Orientalisten ist gemeinsam, dass sie an „reine“, von fremden Einflüssen freie und im Prinzip freizuhaltende Kulturen glauben. Allenfalls können solche Kulturen durch Elemente, die von außen übernommen werden, kontaminiert werden – wie die architektonische Formensprache griechisch-römischer Provenienz, die für Balls Palmyrener nur als „Zierrat“ Bedeutung hatte. Akkulturationsprozesse reduzieren sich für sie auf die Extreme: Widerstand versus Überwältigung, Kontinuität versus totale Rekonfigurierung.

Weder Okzidentalisten noch Orientalisten vermögen die eruptive Energie der politischen Supernova Palmyra zu erklären. Wäre Palmyra, wie die Okzidentalisten nicht müde werden zu betonen, eine „griechische Stadt“ wie jede andere gewesen, dann hätte sie weder die personellen noch die materi-



ellen Ressourcen besessen, um im Krisenjahr 260 n. Chr., nach Valerians Niederlage gegen die Perser, das Machtvakuum im Orient zu füllen. Ihre Institutionen hätten den Aufstieg eines Odainat zu monarchischer Herrschaftsgewalt ebenso wenig zugelassen wie die dynastische Verfestigung seines Charismas. Ein Odainat wäre im römischen Athen oder Mailand, in Karthago oder Milet schlechterdings nicht vorstellbar. Aber er war es in Palmyra, und das kann nur daran liegen, dass diese Stadt ein fundamental anderes Milieu vorzuweisen hatte als Mailand und Milet.

Doch auch die orientalistische Hypothese vermag nicht zu überzeugen. Zunächst sprechen historische Fakten gegen die von den Orientalisten behauptete ungebrochene Kontinuität zwischen dem vorhellenistischen Orient und dem „klassischen“ Palmyra. Palmyra war, den jüngsten Funden in der hellenistischen Stadt zum Trotz, eine junge Siedlung. Wenn sich in der Oase mesopotamische Einflüsse bemerkbar machten, dann können sie nur auf indirektem Weg dorthin gelangt sein, über den Fernhandel, genau wie der angebliche griechisch-römische „Firnīs“. Tatsächlich unterhielt das hellenistische Palmyra enge Handelskontakte nach Ost wie West.<sup>20</sup> Schwerer wiegt, dass das Orientalismusmodell angesichts der traumwandlerischen Sicherheit versagt, mit der sich die Palmyrener in ihrer Stadt wie in der großen weiten Welt des Imperiums bewegen. Die Zweisprachigkeit der Inschriften war alles andere als Firnis, sondern steht sinnbildhaft für das Grenzgängertum der Palmyrener.<sup>21</sup>

Erst allmählich werden Pfade jenseits der Extreme Okzidentalismus und Orientalismus erkundet. Eine stattliche Reihe historischer Spezialuntersuchungen hat in den zurückliegenden Jahrzehnten Licht ins Dunkel vieler der Probleme gebracht, die lange diesem Verständnis im Wege standen.<sup>22</sup> Das ist Segen und Fluch zugleich. Denn während sich die Palmyra-Forschung zunehmend auf immer solidere Daten stützen kann, entwickelte sich das Feld allmählich zum Reservat von Fachgelehrten, die sich – anders als Mommsen, Rostovtzeff und noch Millar – ausschließlich mit dem römischen und allenfalls noch hellenistischen Orient beschäftigen. So verfestigten sich Hypothesen im Laufe der Zeit zu Gewissheiten, der relativierende Maßstab übergreifenden Wissens kam abhanden. Lange krankte die Forschung zum hellenistisch-römischen Orient an einem eklatanten Theorie-defizit und an entsprechend unscharfen Kategorien. Die relative Beständigkeit überlebter Deutungsmuster in der Forschung zu Palmyra und allgemein zum römischen Orient ist leicht zu erklären: Das Feld stellt erhebliche philologische Anforderungen – wer sich mit Palmyra beschäftigt, muss sich auf Textquellen sehr unterschiedlicher Gattungen einlassen und daneben auf ein breites Spektrum an materiellen Zeugnissen. Der Beschäftigung mit



dem römischen Orient haftet, trotz Fergus Millars epochalem Grundlagenwerk von 1993,<sup>23</sup> noch immer etwas Hermetisches an.

Inzwischen gibt es allerdings eine ganze Reihe von Studien, die nach Sinnzusammenhängen für Palmyra suchen, vor Theorieangeboten nicht zurückschrecken und im Begriff sind, einen dritten Weg zwischen Orientalismus und Okzidentalismus zu weisen: Paul Veyne, der Nestor der französischen Althistorie, begreift Palmyra als multikulturellen Kosmos, in dem unterschiedlichste Einflüsse wirksam wurden und eine hybride Identität schufen, die mehr war als ein bloßes Amalgam aus Ost und West. Andrew M. Smith greift in seiner an der University of Maryland verteidigten Dissertation die Thesen von Greg Woolf zur Romanisierung der westlichen Provinzen auf und gelangt zu durchaus ähnlichen Ergebnissen wie Veyne. Und Nathanael M. Andrade, Althistoriker an der University of Oregon, hat unlängst darauf hingewiesen, dass die kulturellen Universen, die einander in Palmyra begegneten, eng miteinander verflochten waren und dass die Palmyrener sich griechischer Praktiken und griechischer Formen bedienten, um ihren Platz in griechisch definierten Netzwerken und Sinnwelten zu behaupten.<sup>24</sup>

## Palmyra – eine Stadtgeschichte

Diese Geschichte Palmyras ist sich ihrer Grenzen bewusst. Trotz jahrzehntelanger, intensiver Forschung ist unser Wissen um die antike Stadt lückenhaft und wird es immer sein. Das aber ist nur die eine Seite der Medaille. Jeder Versuch, Geschichte zu rekonstruieren, ist selbstverständlich um Objektivität bemüht. Doch diese Objektivität stößt dort an ihre Grenzen, wo der Horizont und das Erkenntnisinteresse des Forschers berührt sind. Er schafft durch seine Fragen und Begriffe erst das Prisma, durch dessen Brechung die Flut des Materials zu einer sinnhaften Erzählung wird. Die Fragen und Begriffe stammen aus unserer Welt, nicht jener der Antike. Sie sind notwendig inspiriert durch Grunderfahrungen, die jeden von uns betreffen: Globalisierung, Massenmigration, Integrationsprobleme, Entflechtung multinationaler Konföderationen wie der EU, religiöse Fundamentalismen – die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Diese Kategorien sind zeitgebunden; eine neue Generation wird neue Fragen stellen und neue Konzepte benutzen. Deshalb wird sie eine neue Geschichte schreiben müssen. Die vorliegende trägt ihr Verfallsdatum wie jedes Produkt wissenschaftlicher Arbeit bereits in sich.

Der antiquarische Ansatz, man könne eine Geschichte um ihrer selbst willen schreiben, ist so unrealistisch wie uninteressant. Jede Geschichte be-

zieht Relevanz erst daraus, dass sie einer Gegenwart etwas zu sagen hat. Und jeder Historiker bezieht die Kategorien, mit denen er arbeitet, aus seiner eigenen Epoche; die Frage ist nur, ob er sich dies eingesteht oder nicht. Dringend geboten ist deshalb auch für die Geschichte Palmyras eine Hermeneutik mit der Einsicht, dass Erkenntnis nicht allein aus den Quellen entsteht, sondern belastbarer Begriffe bedarf, über die sich Forscher Rechenschaft ablegen müssen. Diese sind bis dato Mangelware. In der einschlägigen Forschung überwiegen, um mit Max Weber zu sprechen, die Stoffhuber, Sinnhuber sind dünn gesät. Die Sinnhuber können, wenn ihr Faktenwissen lückenhaft ist, die Bodenhaftung verlieren.<sup>25</sup> Die Stoffhuber laufen Gefahr, sich mit ihren unscharfen Begriffen in hermeneutischen Zirkeln zu verrennen: Wer in Palmyra altorientalische Kulte sucht oder aber die Institutionen einer griechischen Polis, wird unweigerlich fündig werden, wenn er nur das Material befragt.

Doch weder die Polis und ihr Institutionengefüge noch ein Kult, gelte er dem Arṣu oder dem Bēl, entsprechen historischen Wirklichkeiten. Sie sind bloße Idealtypen, die Forscher erst in ihren Köpfen schaffen, um die Wirklichkeit daran zu messen.<sup>26</sup> An Schärfe gewinnen Idealtypen dann, wenn möglichst viele historische Phänomene in ihre Konstruktion mit einfließen. Das gelingt durch einen breiten historischen Horizont und durch Theorien als Hilfsmittel der Erkenntnis. Deshalb wird in dieser Geschichte Palmyras dem Variantenreichtum von politischen Ordnungen, sozialen Organisationsformen und Wirtschaftssystemen in der Levante und im Mittelmeer seit der Bronzezeit so viel Beachtung geschenkt.

Keine Geschichte erschließt sich ohne Kenntnis ihrer geographischen Bedingungen. Der spezifische Naturraum der Syrischen Wüste schaffte überhaupt erst die Voraussetzungen dafür, dass Menschen sich hier ansiedeln, Viehzucht, Landwirtschaft und Fernhandel betreiben konnten. Das Relief machte die Wüstensteppe passierbar, Bodenqualität und Hydrologie legten in dem ariden Raum fest, wo die Grenzen menschlicher Siedlungstätigkeit lagen. Doch zeigte sich schon früh, dass solche Grenzen nur zum Teil durch die Geographie vorgegeben waren. Entscheidender Faktor war die Politik: Wo Imperien und gemischt sesshaft-nomadische – polymorphe – Gesellschaften stabile Bedingungen schufen, stieg die Wahrscheinlichkeit sprunghaft an, dass Menschen sich auch in marginalen Räumen häuslich niederließen. In der Oase Tadmur war diese Voraussetzung spätestens in der mittleren Bronzezeit gegeben (Kapitel II).

Indes lagen die großen Zivilisationszentren der Bronze- und noch der Eisenzeit nicht in der Levante, im Großraum Syrien, sondern anderswo: in Mesopotamien, Ägypten und später auch Kleinasien. Die Levante war in der

Regel gleich mehrfache Peripherie großer Reiche, deren Machtbasis in den Flusstälern oder im anatolischen Bergland lag. Hier kreuzten sich allerdings die Fernhandelswege, auf denen Rohstoffe und Fertigwaren zwischen den großen Reichen hin- und hertransportiert wurden. Eine Schlüsselrolle spielten in diesem großräumigen Gütertausch in der Bronzezeit Handelsplätze wie das anatolische *kārum* Kaniš und die großen Institutionen von „Palästen“ und „Tempeln“, deren Beauftragte die Händler waren. Gänzlich andere Wege gingen in der Eisenzeit die Phönizier, die, ausgehend von ihren levantinischen Hafenstädten, das Mittelmeer erschlossen. Die Initiative ging hier von Privatleuten aus. Eine historische Wasserscheide für die Region markiert die Zerschlagung des Perserreiches durch Alexander den Großen und die Etablierung der Diadochenreiche als Nachfolgestaaten, die strukturell die durch Rom erzwungene politische Einheit des Mittelmeerraumes vorbereiteten. Mit dem Hellenismus fasste der Stadttyp der Polis auch in der Levante Fuß, die seither, wirtschaftlich wie kulturell, mehr noch als zuvor den mediterranen Westen mit dem asiatischen Osten verklammerte (Kapitel III).

Palmyra wird als Siedlungszentrum zum ersten Mal just in der Zeit greifbar, als das Seleukidenreich als größte der hellenistischen Territorialmonarchien zwischen den expandierenden Reichen von Parthern und Römern zerrieben wurde, im 2. Jahrhundert v. Chr. Die Stadtwerdung bezog den entscheidenden Impuls aus der Belebung des Fernhandels entlang der Route quer durch die Syrische Wüste und Mesopotamien, zunächst zwischen dem Mittelmeer und Mesopotamien, bald auch unter Einbeziehung des Persischen Golfs und Indiens (Kapitel IV). Seine Lage zwischen den Imperien öffnete den Palmyrenern die Fernhandelsrouten durch das Partherreich, die deshalb eine kostengünstige Alternative zur Südroute durchs Rote Meer sein konnten. Ab der Zeitenwende allerdings machte sich die Präsenz Roms immer deutlicher bemerkbar. Die Integration Palmyras in die Strukturen des Imperiums und der Provinz Syria war ein gradueller Prozess, der sich über Jahrhunderte hinzog und in der Oase tiefe Spuren hinterließ (Kapitel V).

Das sukzessive Hineinwachsen Palmyras in die römische Herrschaftsarchitektur erschließt sich erst durch die Kenntnis ihres Aufbaus und ihrer Mechanismen: einer reaktiven, weitgehend ohne langfristige Strategeme auskommenden Politik des Durchwurstelns zum einen; der faktischen Kraft der Romanisierung, die sich nur als dialektischer, kontingenter und keinesfalls von oben gesteuerter Prozess verstehen lässt, zum zweiten. Per Saldo brachten die ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderte für Vorderasien – und damit für Palmyra – eine deutliche Vergrößerung des römischen Machtbereichs bei gleichzeitig signifikant steigender Herrschaftsintensität (Kapitel VI).

Völlig neue Bedingungen schuf der Kollaps des Partherreiches und seine Unterwerfung durch die Sasaniden in den 220er-Jahren n. Chr. Für Palmyra wie Rom wurde das Umfeld deutlich schwieriger; von 230 bis 260 herrschte fast ununterbrochen Krieg, der in der Niederlage des Kaisers Valerian gegen den Sasaniden Šābuhr und seiner darauffolgenden Gefangennahme gipfelte. Wenn die Römer den Nahen Osten nicht auf Dauer an die Perser verloren, verdankten sie das Palmyra, wo Odainat zum quasimonarchischen Herrscher avanciert war. Allerdings öffnete Odainats Tod wenige Jahre später ein gefährliches Machtvakuum, das seine Witwe Zenobia füllte. Die Situation eskalierte, bis Kaiser Aurelian 272 in zwei Schlachten Zenobia besiegte, Palmyra einnahm und der Autonomie dieser Stadt ein abruptes Ende setzte (Kapitel VII).

Die Ereignisse der Jahre zuvor werfen die Frage nach den strukturellen Bedingungen für den politischen Aufstieg Palmyras auf. Die Oasenmetropole war, bezogen auf die Verhältnisse im römischen Imperium, ein Solitär – vielfältig integriert in die Organisation des Reiches, aber mit Institutionen, die nur bedingt kompatibel waren mit denen einer römischen Stadt. Vieles befand sich im Wandel: Mit der Zeit entwickelten die Palmyrener Techniken des Übersetzens, die es ihnen erlaubten, Anschluss an die römische Welt zu finden, ohne ihre gewachsene Identität preisgeben zu müssen. Oft bot gerade die hellenistisch-römische Tradition ihnen das Vokabular, um dieser Identität Ausdruck verleihen zu können, deren Kern die nomadische Vergangenheit und die tribale Zugehörigkeit der meisten Oasenbewohner war (Kapitel VIII).

Die Geschichte Palmyras endete nicht mit Aurelians Sieg über Palmyra, das ein reiches spätantikes, byzantinisches und islamisches Erbe besitzt. Palmyra entwickelte sich von der Handelsstadt zum Garnisonsort, vom polytheistischen Kultzentrum zum Bischofssitz und von der byzantinischen Grenzstadt zum Versorgungszentrum für eine unter umayyadischer Herrschaft zu neuem Leben erweckte Syrische Wüste. Schließlich wurde es zur Projektionsfläche exotisierender Orientbilder und, im modernen Syrien, den Nationalstaat legitimierender Narrative (Kapitel IX).

Heute wird das Welterbe bedroht, nicht nur von den Bilderstürmern des „Islamischen Staates“, sondern auch durch Vernachlässigung und systematische Ausplünderung (Kapitel X). Viel ist seit der ersten Eroberung der Ruinenstadt durch die Dschihadisten 2015 über Palmyra berichtet und geschrieben worden, aber die eigentliche Geschichte der antiken Metropole spielt weder in schulischen Geschichtskurrikula noch im historischen Gedächtnis des Westens eine Rolle. Dabei lohnen sie ein intensives Studium. Palmyra ist nicht bloß ein Prisma, durch das sich, gerade weil es

am äußersten Rand der römischen Welt lag, viel über Rom und sein Imperium lernen lässt; es ist nicht nur die kosmopolitische Kapitale des interkontinentalen Fernhandels, an der sich das Vernetzungspotenzial vormoderner Stadtgesellschaften exemplarisch demonstrieren lässt; Palmyra ist heute vor allem Kronzeugin für die Möglichkeiten, Voraussetzungen und Grenzen multikulturellen Zusammenlebens. Dies ist vielleicht der lohnendste Grund, sich auf Palmyra einzulassen, und die wichtigste Lektion für unser Zeitalter: Dass Einheit in Vielfalt grandios gelingen, aber auch katastrophal scheitern kann, verdichtet sich mit Palmyra in der Geschichte einer einzigen Stadt.

## II. Palmyra vor den Palmyrenern

Die Oase Tadmur befindet sich mitten in der Syrischen Wüste, die eigentlich keine Wüste ist, sondern eine Zone des Übergangs zwischen mediterranem Kulturland und der Arabischen Halbinsel. Diese Wüstensteppe nimmt ungefähr 40 Prozent des modernen syrischen Staatsgebiets ein. Ein Sperrriegel, wie viele große Wüsten es sind, ist – und war – die Syrische Wüste nicht. Sie ist nicht vegetationsfrei, im Frühjahr sogar dicht bewachsen und mit ihren Kies- und Steinböden auch relativ gut zu passieren. Einige wenige Oasen spenden Wasser aus unterirdischen Quellen: Die bedeutendsten sind al-Qaryatayn südöstlich von Homs – und eben Tadmur, Palmyra. Gerade weil sie Seltenheitswert besitzen, wurden die Oasen schon sehr früh Kristallisationspunkte menschlicher Aktivität: Tadmur ist seit Menschengedenken bewohnt. Erste Anhaltspunkte für die Anwesenheit von Menschen stammen aus dem mittleren Paläolithikum, aus der Zeit um 50 000 v. Chr. Doch dann versiegen die Zeugnisse für Jahrzehntausende. Erst für die Jungsteinzeit ist menschliche Präsenz in Tadmur wieder dokumentiert. Aus dem frühen 2. Jahrtausend v. Chr. endlich stammen Schriftdokumente aus Kleinasien, in denen von Menschen aus „Tadmur“ die Rede ist.

### Formenwandel

Die venezianischen Seefahrer nannten im Mittelalter den Ostrand ihres heimischen Meeres „Levante“: das Land, wo die Sonne aufgeht. Im weiteren Sinn bezeichnet der Begriff alle Länder, die im Osten an das Mittelmeer grenzen, von der Türkei bis Ägypten und unter Einschluss Zyperns. Präziser versteht man unter Levante das Gebiet der heutigen Nationalstaaten Libanon, Syrien und Israel, teilweise noch Jordanien. Dieses Gebiet kann räumlich, grob von West nach Ost, in eine Abfolge von Landschaften gegliedert werden: Mit jedem Kilometer, den man sich vom Mittelmeer entfernt, nimmt die im Jahresmittel fallende Niederschlagsmenge kontinuierlich ab, der Anteil von völlig trockenen, jeder Bodennutzung unzugänglichen Flächen zu. Geographen sprechen vom „Formenwandel“: Ein relativ feuchtes, maritimes Klima geht allmählich in ein trocken-kontinentales über, mit entsprechenden Folgen für Böden und Wasserhaushalt.<sup>1</sup>

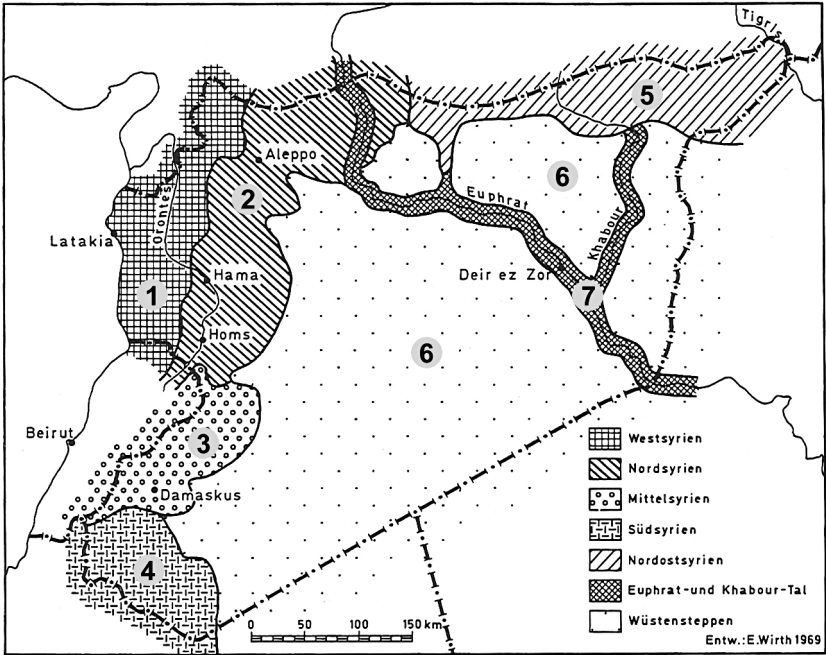
Entfernung ist aber nicht der einzige Faktor, der den Formenwandel bestimmt: Ebenso wichtig ist die Topographie, die den Durchzug feuchter Luftmassen fördern oder hemmen kann. Größere Höhenzüge sind immer auch Wetterscheiden. In der Levante wirken gleich mehrere grob in Nord-Süd-Richtung verlaufende Bergketten als Barrieren, an denen sich vom Mittelmeer ostwärts ziehende, feuchte Luftmassen abregnen können: im Norden das Nurgebirge, der antike Amanus, mit Höhen von über 2000 Metern und dahinter der Kurd Dağı mit immerhin noch 1500 Metern Höhe; weiter südlich der Ğabal al-ʿAqrāʿ (1700 Meter) und der Ğabal al-Anšārīya (1500 Meter) und östlich davon der Ğabal az-Zawīya (900 Meter); noch weiter südlich die jeweils alpine Höhen erreichenden Bergmassive des Libanon (3000 Meter) und Antilibanon-Hermon (2800 Meter) und, östlich daran angrenzend, die Palmyraketten mit bis zu 1400 Meter Höhe; schließlich in Israel das Hochland von Galilāa (700 Meter), in Jordanien der Ğabal ʿAġlūn (1300 Meter) und, weiter im Binnenland, an der Grenze zwischen Syrien und Jordanien, der Ğabal ad-Durūz (1800 Meter) als Teil des Ḥaurān-Massivs. Im Osten gehen die Bergketten in das Mulden- und Tafelland der Syrischen Wüste über, das, vor allem im Süden, von zahlreichen Wadis durchzogen, ansonsten aber weitgehend eben ist.

Der Formenwandel schafft vier deutlich voneinander abzugrenzende Landschaften: erstens die mediterrane Küstenebene mit den dahinter liegenden Bergmassiven; zweitens die unmittelbar dahinter liegenden Ackerfluren des Altsiedellandes mit einer Niederschlagsmenge von über 400 Millimetern pro Jahr; drittens das Jungsiedelland am Steppenrand, wo meist weniger als 400 Millimeter Niederschlag im Jahresmittel fallen; und viertens die Wüstensteppe und Wüste mit in der Regel unter 250 Millimetern Niederschlag. Der Küstenstreifen, zu dem im Libanon selbst noch der größte Teil der Bekaa-Ebene und in Palästina das Westjordanland gehören, ist mancherorts, je nach topographischen Bedingungen, nur wenige Kilometer tief. Während im Altsiedelland entlang der Linie Aleppo–Hama–Homs–Damaskus Regenfeldbau ohne künstliche Bewässerungsmaßnahmen mit dem Anbau von Wintergetreide und genügsamen Sommerfrüchten möglich ist, setzt Landwirtschaft im Neusiedelland zum Teil aufwendige Bewässerungssysteme voraus, die aber schon seit der Antike in Gebrauch sind. In der Ghūtat Dimašq etwa, einer großen Bewässerungsoase westlich, südlich und östlich von Damaskus, gibt es ein über Jahrhunderte ausgebautes und gepflegtes Netz von Wasserkanälen, das sich vorwiegend aus zwei Flüssen speist. In anderen Landstrichen wird Sickerwasser, das im Bergland auf wasserundurchlässige Bodenschichten trifft, über ein System von Stollen und Brunnenschächten, sogenannte Qanate, aufgefangen und in das zu bewässernde Gebiet geleitet.



Das Relief, das den Formenwandel in der Levante beherrscht, ist erdgeschichtlich jung. Die großen Gebirge sind alle das Ergebnis starker Krustenbewegungen im späten Plio- und im frühen Pleistozän, vor ca. 3 bis 2,5 Millionen Jahren. Entlang der Levante-Küste stoßen die eurasische und die arabische Lithosphärenplatte aneinander, mit der Folge, dass die gesamte westliche Levante eine Zone erhöhter seismischer und – vor allem in Südsyrien – auch vulkanischer Aktivität ist. Zusammen mit den Aufwölbungen der Höhenrücken entstanden die tiefen Einkerbungen der küstenparallelen Täler: des Jordangrabens im Süden und der Bekaa-Ebene sowie des Orontes-Tals im Norden. Wegen des geringen Alters der Oberflächenformen haben Wind und Wetter dem Relief bisher wenig anhaben können: Die Gebirgszüge vor allem des Libanon und Antilibanon-Hermon haben sich bis in die Gegenwart ein schroffes, alpines Gepräge bewahrt. Nur die Flusstäler und Wadis sind Zeugen des Wirkens exogener Kräfte auf das Relief.

In das allgemeine Bild des Formenwandels von West nach Ost kerben sich vielfältige lokale Besonderheiten ein. Geographen sprechen von „Singularitäten“, die den Raum weiter differenzieren: An der Südflanke der mächtigen, das anatolisch-iranische Hochland bildenden Gebirgsketten von Taurus und Zagros ist es deutlich feuchter als weiter südlich, sodass hier bis tief ins Binnenland, auch noch im nördlichen und nordöstlichen Irak, Regenfeldkulturen gedeihen. Mitten im Tafelland der Syrischen Wüste schaffen die Flusssysteme von Euphrat und Tigris Bewässerungsoasen, die immens fruchtbar sind und ganzjährig hohe Ernteerträge garantieren. Unter Berücksichtigung solcher Faktoren unterscheidet Eugen Wirth in seiner geographischen Landeskunde Syriens sieben Großlandschaften mit je eigenem Nutzungspotenzial für die Menschen: (1.) den mediterranen syrischen Westen, zu dem auch der heutige Nationalstaat Libanon zählt; (2.) die Ackerfluren des nordsyrischen Tafellands um die Großstädte Aleppo, Hama und Homs mit Getreidewirtschaft und Baumkulturen; (3.) die Bergländer und Bewässerungsoasen Mittelsyriens um Damaskus mit ihrem Nebeneinander von Regenfeldbau, Bewässerungskulturen und Nomadenland bis in die jüngste Vergangenheit; (4.) das vulkanische Hochland des Ḥaurān in Südsyrien mit seinen fruchtbaren Basaltböden; (5.) die weiten, erst vor relativ kurzer Zeit systematisch besiedelten Ebenen Nordostsyriens, in denen Bauern mit Viehzüchternomaden lange koexistierten, und (6.) die Wüstensteppe des Ostens und Südostens, die durch den Flusslauf des Euphrat und seine Nebenflüsse Nahr al-Baliḥ und Nahr al-Ḥabūr unterbrochen werden. Deren Täler bilden als Teile des mesopotamischen Flussoasensystems wieder eine (7.) Großlandschaft ganz eigenen Charakters.



Die Landschaften Syriens (nach E. Wirth, Syrien, 1971)

## Die Palmyrene

Die Palmyrene ist ein Teil der trockensten dieser sieben Großlandschaften, der Wüstensteppe des östlichen Landesteils.<sup>2</sup> Der Großraum erscheint, wie Wirth bemerkt, „mehr der Subökumene als der Anökumene“<sup>3</sup> zugehörig, ist also kein reines Nomadenland und auch keine ganz und gar unwirtliche Wüste, die, wie die Sahara oder die Wüste der Arabischen Halbinsel, nur großräumig wandernden Kamelnomaden eine Existenzgrundlage bieten könnte. Die Viehzüchternomaden waren es auch, die in nachantiker Zeit den meisten Teillandschaften ihre heute noch geläufigen Namen gaben: Der Euphrat teilt die weithin ebene al-Ğazīra, die obermesopotamische „Insel“ zwischen Tigris und Euphrat, von der durch Wadis zerklüfteten, durch das junge Bruchfaltengebirge der Palmyraketten und die Kreidehöhen Inner-

syriens in zwei ungleiche Hälften zerschnittenen Wüstensteppentafel der Syrischen Wüste, der Šāmīya. Nördlich der grob von Südwest nach Nordost verlaufenden Bergketten liegen ausgedehnte Weideebenen; im Osten, zum Euphrat hin, ein durch tief eingeschnittene Täler zerklüfteter, schwer passierbarer Raum; und südlich angrenzend eine kaum gegliederte weite Ebene, in der die Wadis längst erodiert sind. Im Westen schließen sich an diese Landschaft große Steinrümmerfelder an, die noch weiter westlich in die vulkanischen Hügel des Ḥaurān übergehen.

Imnitten der Šāmīya liegt, am Fuß der Palmyraketten, die Oase Tadmur. Das Umland der Oase ist kein landschaftlich einheitlicher Raum; die Palmyrene wurde erst dadurch zur Palmyrene, dass es ab dem 1. Jahrhundert v. Chr. in der Oase eine Stadt gab, die alles Land im näheren – und fernerem – Umkreis für sich beanspruchte, dort Kontrolle ausübte und Herrschaft durchsetzte. Sie ist also kein Naturraum, sondern eine politische Landschaft im Schnittpunkt gleich dreier ausgesprochen unterschiedlicher natürlicher Landschaften. Die Grenzen der Palmyrene genau abzustecken, kann deshalb nicht Sinn und Zweck dieses Kapitels sein, sondern gehört in den historischen Zusammenhang des Aufstiegs von Palmyra. Für eine geographische Bestandsaufnahme ist es völlig zureichend, die Palmyrene mit der Šāmīya gleichzusetzen.

Palmyra liegt auf 450 Meter Meereshöhe am Südrand der Kreidehöhen, die sich, mit verschiedenen Einzelmassiven (Ġabal al-Bil'ās, Ġabal Abyad, Ġabal Ša'ar, Ġabal Mēra) von der Oase aus westlich in Richtung Homs erstrecken. Diese Berge sind bis zu 1350 Meter hoch und teils schroff, mit tiefen Taleinschnitten, teils haben sie eher den Charakter sanft ansteigender Hochebenen. Südwestlich von der Oase erheben sich die Palmyraketten, die westlich von Damaskus ins Qalamūn-Gebirge übergehen, das wiederum der nordöstliche Ausläufer des Antilibanon-Hermon-Massivs ist. Trotz seiner bis zu 1400 Meter hoch aufragenden, teilweise recht schroffen Kämme stellt auch dieser Gebirgszug kein eigentliches Hindernis dar, beträgt der Höhenunterschied zum Umland doch nur 400 bis 800 Meter. Zwischen den Kreidehöhen und Palmyraketten erstreckt sich das große Becken des ed-Dau, das von Palmyra aus über einen niedrigen Pass, das „Tal der Gräber“, zu erreichen ist und den bequemsten Weg Richtung Westen bietet.

Die Steppe östlich von Palmyra ist von den tektonischen Bewegungen des westlichen Landesteils weitgehend unberührt geblieben. Wirksam war hier hingegen die erodierende Kraft des Wassers, trotz der auf das Jahr gerechnet geringen Niederschlagsmengen. Im Pleistozän waren noch weite Teile der ebenen Steppe mit Seen bedeckt, die in Form von feinen Sedimentablagerungen ihre Spuren hinterlassen haben. Bis heute finden sich in der Regen-

zeit zwischen Orontes und Euphrat zahlreiche Salzseen, *sebhā* genannt, die sich in Senken bilden, aus denen das Wasser nicht abfließen kann. Einer der größten dieser Seen, die Sebhā el-Mū, befindet sich unmittelbar südlich von Palmyra. Wasser hat auch das Netz von Wadis gegraben, das die Steppe überall zwischen Palmyra und dem Euphrat zerfurcht. Dort, wo mehrere Wadis zusammenfließen, lagern sich oft Sedimente ab, die von abfließendem Wasser feucht gehalten werden: Solche fruchtbaren Inseln am Grund von Wadis werden von den Einheimischen *fayda* genannt.

Die Steppe verändert im Jahreszyklus gründlich ihr Gesicht. Entsprechend dem noch mediterran beeinflussten Klima gibt es zwei Jahreszeiten: einen heißen und sehr trockenen Sommer mit Tagestemperaturen von 35 bis 40 Grad, aber, mit 15 bis 20 Grad, deutlich kühleren Nächten, sowie einen kühleren und feuchteren Winter. Die Übergangsmonate September/Okttober und April/Mai bringen oft sprunghaft ansteigende Temperaturen und damit heftige Orkane mit Gewittern und Sandstürmen. Wie feucht genau die Winter ausfallen, ist von Jahr zu Jahr verschieden. Bringt der Winter ergiebige Niederschläge, so wächst die Vegetation in der Steppe üppiger, Quellen sprudeln kräftiger und Flüsse führen erheblich mehr Wasser. Immer wieder werden die Bergrandlagen nach starken Regenfällen von plötzlichen Überschwemmungen heimgesucht – so auch Palmyra, wo das Wasser in Sturzbächen die Berghänge hinabfließt, bevor es sich in den nahen Salzsee ergießt.

Das Ökosystem der Steppe ist selbst für kleinste Klimaschwankungen äußerst anfällig. Insofern drängt sich die Frage auf, ob sich die klimatischen Bedingungen in historischer Zeit signifikant verändert haben. Anthropogene Einflüsse – Holzeinschlag, Beweidung, Landwirtschaft, Wasserverbrauch – haben die natürliche Vegetation fast überall stark dezimiert. Noch in der Antike bedeckten ausgedehnte Wälder mit Pinie, Eiche, Ahorn, Zeder und Olive den Westen Syriens; sie wurden nach Osten hin dünner und gingen in ein savannenartiges Grasland über, das heute durch Überweidung praktisch überall zu Steppe geworden ist. Mit der Vegetation veränderte sich, bereits in der Antike, die Hydrologie der Region: Es wurde trockener, weil den Böden die Fähigkeit abhandenkam, Wasser über längere Zeit zu speichern. Allenthalben wandelte der Teufelskreis der Degradation Landschaftsbild und Nutzungspotenzial zum Schlechteren. Paläoklimatische Untersuchungen haben aber ergeben, dass diese menschengemachten Veränderungen einen natürlichen Trend zur Austrocknung verstärkten, der bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. eingesetzt hatte. Alles in allem dürften die naturräumlichen Bedingungen in der Palmyrene heute deutlich ungünstiger sein als in der Antike und selbst noch in osmanischer Zeit.<sup>4</sup>

Landwirtschaft als alleinige Existenzgrundlage kommt für die Bewohner dieser Zone heute wie damals nur punktuell infrage. Meist sind die Niederschläge mit deutlich unter 200 Millimetern zu gering, als dass sich Regenfeldbau noch lohnen würde. Wo etwas mehr Regen fällt, östlich das Ḥaurān, sind die Böden für Ackerbau ungeeignet. Vielerorts können aber Nomaden oder Halbnomaden durch den Anbau von Feldfrüchten durchaus bedeutende Erträge erzielen und so ihren Speisezettel aufbessern: In der Senke Al-Mazra'a westlich von Palmyra erwirtschafteten Nomaden in jüngster Vergangenheit bis zu 1,5 Tonnen Weizen und bis zu 3 Tonnen Gerste pro Hektar. Ähnlich hoch lagen die Erträge in einigen der Wadis südlich der Stadt Dair az-Zaur am Euphrat. Im Umfeld der Oasen Qaryatāin und Palmyra bessern Bauern die Erträge ihrer Bewässerungskulturen durch Regenfeldbau auf.

Die Syrische Wüste ist in der Palmyrene, auch heute noch, alles andere als tot: Sie ist an vielen Stellen, vor allem im Frühjahr, wenn Niederschläge gefallen sind, überraschend grün. In der Vormoderne gingen Versuche, dem unwirtlichen Lebensraum Nahrung abzurufen, sogar noch bedeutend weiter: Aus römischer, byzantinischer und umayyadischer Epoche stammen Gebäudereste und riesige Zisternenanlagen, die stumme Zeugen menschlicher Siedlungstätigkeit noch weit jenseits der 200-mm-Niederschlagsgrenze sind. Unter den Bedingungen prämoderner Verkehrstechnik lohnte es sich, in solche Siedlungen zu investieren: Sie waren unentbehrliches infrastrukturelles Rückgrat des Fernhandels und wurden mit enormem Aufwand errichtet und unterhalten. Heute, im Zeitalter stetig wachsender Beschleunigung, sind solche Anlagen überflüssig. Die Menschen haben sich aus den unzugänglicheren Teilen der Steppe zurückgezogen.

## Die Oase Tadmur

Es sind zwei geographische Gunstfaktoren, die die urbane Entwicklung des antiken Palmyra entscheidend beeinflussten: zunächst die verkehrsgünstige Lage unmittelbar an der Passhöhe zwischen den Palmyraketten und den innersyrischen Kreidehöhen; und dann die durch die Efqa-Quelle gespeiste Oase mit ihren Palmengärten. Beides zusammen machte Palmyra in der Vormoderne zu einem Nadelöhr des Ost-West-Fernhandels: Wer die Syrische Wüste passieren wollte, war praktisch darauf angewiesen, über Palmyra zu reisen.

Wenn man sich Palmyra nähert, wird man sofort von der Oase und dem Grün, das einen scharfen Kontrast zum eintönigen Ockergrau der Steppe

bildet, in den Bann gezogen. Seit Pumpstationen die Leistung des Bewässerungssystems auf ein Mehrfaches gesteigert haben, ist die Fläche der Palmen­gärten bedeutend größer als in der Antike. Der Kehrseite dieses Fortschritts wird man gewahr, sobald man sich der Quelle nähert, die südlich der antiken Stadt liegt, weitab von ihrem Zentrum. Heute ist die Quelle, in deren Wasser man noch Anfang der 1990er-Jahre baden konnte, fast versiegt. Auf lange Sicht droht der Wasserhaushalt der Oase durch beständige Überbeanspruchung zusammenzubrechen. Palmyra wäre nicht die erste Oase in der Sahara und im Nahen Osten, die durch Übernutzung trocken­fällt und schließlich aufgegeben werden muss.<sup>5</sup>

Die Efqa-Quelle entspringt an der Südostflanke des Ġabal al-Munţār, der geologisch den östlichsten Ausläufer der Palmyraketten bildet. Trinkbar war und ist das Wasser der Quelle nicht. Es ist heiß und stark schwefelhaltig. Deshalb mussten die Bewohner der Oase seit jeher ihr Trinkwasser anderswo gewinnen: aus Zisternen oder aus anderen Quellen, von denen es im Stadtgebiet und in den umliegenden Bergen etliche gab und von denen Wasser auch über größere Entfernung durch Wasserleitungen herangeführt wurde.

Die Oase liegt in einem Becken, das im Westen und Norden von den Bergmassiven und im Süden und Osten von geringfügig höher gelegenen Tafelland umrahmt wird. Das Zentrum des Beckens bildet eine Ebene von rund 150 Quadratkilometern Größe, deren Untergrund aus mit Salz ange­reichertem Ton besteht und wasserundurchlässig ist. Über einen natürlichen Abfluss verfügt das Becken nicht, weshalb sich das gesamte Regenwasser an seiner tiefsten Stelle, in der Sebhā el-Mū, sammelt. Im Winter reicht der Salzsee bis dicht an die Oase. Im Sommer verwandelt er sich in eine weiß schimmernde Kruste aus Salzkristallen. Salz war ein begehrter Rohstoff und wurde von den Bewohnern der Oase zu allen Zeiten aus der Sebhā el-Mū gewonnen.

## Vom Lagerplatz zur Siedlung

Die Präsenz von Menschen ist in der Palmyrene erstmals im mittleren Paläolithikum nachweisbar. Vor ca. 50 000 Jahren lebten im Umfeld der noch nicht existierenden Oase Jäger und Sammler. Das Becken mit seinen damals noch nicht versalzten Seen bot Frischwasser, die umgebenden, in der Steinzeit bewaldeten Bergketten mit ihren Höhlen Schutz. Lagerplätze sind in vielen der Höhlen nördlich, westlich und östlich nachweisbar; hier fanden sich Klingen aus Feuerstein und Knochenreste, die einem hybriden Typus zwischen Neanderthaler und modernem Mensch zugehören scheinen.

Anhaltspunkte für menschliches Leben in der Palmyrene gibt es dann erst wieder für das Ende der Steinzeit: Im akeramischen Neolithikum (PPNB, ca. 7600–6000 v. Chr.) hatten sich Menschen im Palmyrabecken niedergelassen, die das zu der Zeit noch mit dichter Vegetation bewachsene Terrain als Weidegrund für ihre Viehherden nutzten. Viehzucht und vielleicht auch teilsesshafter Ackerbau hatten inzwischen das Jagen und Sammeln als Haupttätigkeit zur Nahrungsbeschaffung abgelöst. Dennoch hatte sich das Repertoire der Artefakte gegenüber der Altsteinzeit kaum verändert: Nach wie vor prägen Pfeilspitzen und Klingen aus Flint das Bild. Allein Ansammlungen von Tierknochen verraten den ökonomischen Wandel, der mit der Neolithisierung Einzug gehalten hatte.

Am Übergang zum Metallzeitalter, im sogenannten Chalkolithikum (ca. 5000–4000 v. Chr.), begannen die Menschen, gezielt ihre natürliche Umwelt zu verändern, um deren Potenzial für wirtschaftliche Nutzung zu verbessern. Sie errichteten trichterförmige Pferche aus Steinwällen, sogenannte Wüstendrachen, in denen sie Herden von Kropfgazellen und anderen wilden Tieren zusammentrieben, um sie zu erlegen. Etliche dieser Strukturen konnten auf Satellitenbildern identifiziert werden.<sup>6</sup>

Um 2400 v. Chr. setzen die ersten schriftlichen Zeugnisse aus Syrien ein: Das umfangreiche Palastarchiv in Ebla dokumentiert den wirtschaftlichen Aufstieg der nordsyrischen Stadt dank Viehzucht und Holzgewinnung. Mit den Stadtstaaten im südlichen Mesopotamien verbanden Ebla vielfältige Austauschbeziehungen. Unter anderem bezogen Kiš und Lagaš, aber auch das ägyptische Alte Reich Holz und Textilien aus Ebla. Über den Fernhandel geriet Ebla in Konflikt mit der Stadt Mari am mittleren Euphrat, die ebenfalls im Gütertausch mit Babylonien engagiert war. Die Palmyrene taucht in den Texten von Ebla nicht auf; ob sie von der Urbanisierungswelle, die von Mesopotamien aus über Syrien geschwappt war, erfasst wurde, erschließt sich nicht aus den Quellen.<sup>7</sup>

Im späten 3. Jahrtausend v. Chr. rückte das Land zwischen Mittelmeer und mittlerem Euphrat allmählich ins Blickfeld der sich in Mesopotamien formierenden Imperien. Ständig verlangte es sie nach Metallerzen, Stein und vor allem Holz. Ihr unstillbarer Rohstoffbedarf führte die Großmächte auf militärische Abenteuer weit in den Westen. So erreichen uns erste schriftliche Nachrichten aus dem Land, das die Akkader Amurru („Westen“) nannten, für die Zeit um 2200 v. Chr., während der Herrschaft des akkadischen Königs Sar-kali-sarri. Der König war bis zum Amanus-Gebirge vorgestoßen, um dort für Tempelbauten in Babylonien dringend benötigtes Zedernholz an sich zu bringen. In Syrien sah sich der König offenbar mit Widerstand konfrontiert, denn eine Inschrift erwähnt einen „Aufstand der vier Weltgegenden“; am Berg Basar – wohl dem zu den Kreidehöhen gehö-



renden Ĝabal Bišri – habe er die Amurru in einer Schlacht besiegt.<sup>8</sup> Knapp hundert Jahre später, inzwischen war das Akkad-Reich untergegangen, berichtet der König Gudea von Lagaš (ca. 2141–2122), er habe „von Pusala im Gebirge der Amurru große Steinplatten herabgebracht“<sup>9</sup>.

In jene Jahre datieren die ältesten Zeugnisse einer Siedlung in der Oase Tadmur. Im Hof des Bēl-Tempels beförderten Grabungen Keramik ans Tageslicht, die darauf hinweist, dass Palmyra im späten 3. Jahrtausend Verbindungen nach Osten wie nach Westen unterhielt: ins südliche Mesopotamien, von wo ein kleiner Kopf aus Terrakotta stammt, sowie nach Westsyrien und ins Orontestal, von wo der überwiegende Teil der Gebrauchskeramik stammt. Voreilige Schlussfolgerungen über die Einbindung des frühbronzezeitlichen Palmyra in großräumige Fernhandelsnetze sollte man daraus freilich nicht ableiten: Darüber, auf welchem Weg die Keramik in die Oase gelangt ist, wissen wir ebenso wenig wie über die Identität ihrer Bewohner. Gesichert ist immerhin, dass die erste Siedlung in Palmyra bis zum Ende der Bronzezeit – bis ca. 1200 v. Chr. – Bestand hatte.<sup>10</sup>

Das Vorhandensein einer Siedlung bestätigen auch die ersten Texte, die den Namen der Oase überliefern. Es handelt sich um Tontafeln aus dem kappadokischen Kültepe, dem mittelbronzezeitlichen *kārum* Kaniš. Ein *kārum* war ein assyrischer Handelsplatz, an dem sich Kaufleute aus dem mesopotamischen Mutterland niedergelassen hatten. Die Handelskolonie genoss gegenüber dem lokalen König weitreichende Autonomie und zahlreiche Privilegien. Der Stützpunkt Kaniš wurde ab etwa 2000 für rund 300 Jahre genutzt. Dann, um 1728 v. Chr., brechen die Texte plötzlich ab. Das Ende des *kārum* stand vermutlich im Zusammenhang mit der Eroberung des Ortes durch die Hethiter.<sup>11</sup>

In Kaniš wurde über alle Transaktionen sorgfältig Buch geführt. In einem Kaufvertrag aus dem frühen 2. Jahrtausend taucht als Zeuge des Vorgangs mindestens eine Person aus der Oase Tadmur auf: Der Vertrag wird „vor Puzur-Ištar aus Tadmur“ geschlossen und mit dem „Siegel des Puzur-Ištar aus Tadmur“ (*tadmurim*) beglaubigt.<sup>12</sup> Puzur-Ištars Name weist nach Mesopotamien: Übersetzt bedeutet er so viel wie „Geheimnis der Ištar“ – die babylonische Göttin wurde überall in Mesopotamien und weit darüber hinaus verehrt. Wenn Puzur-Ištar aus Tadmur gebürtig war, dann drängt sich der Schluss auf, dass Ištar auch in der Oase einen Kult besaß. Puzur-Ištars Siegel zeigt links einen Stier, der auf einem Altar steht und von einer Person angebetet wird; rechts ist eine thronende Figur mit zwei Adoranten und den Symbolen von Sonne und Mondsichel zu erkennen. Die Motivik des Siegels weist nach Kleinasien (Stier) und Assyrien (Figur auf Thron). Welchen Bezug sie zur Oase Tadmur hat, wird allerdings nicht deutlich.<sup>13</sup>